



Christine Marie Hämmerle, im August 1974 in Bregenz geboren, schloss ihr Geschichtstudium in Wien mit einer Diplomarbeit über die österreichischen Auswanderer nach Brasilien ab. Sie ist verheiratet, hat zwei Kinder und arbeitet nach entsprechender Zusatzausbildung freiberuflich als Mediatorin. Der folgende Text ist ein Auszug aus dem Anfangskapitel einer noch unveröffentlichten Erzählung.



Foto: Privat

Ein Winter

von Christine Marie Hämmerle

November

Ich weiß nicht, wie lange ich schon hier bin. Ich weiß nicht, was ich hier mache, noch weiß ich, wo ich sonst sein könnte. Und manchmal gelingt es mir, auch den Grund zu vergessen, weshalb ich hier bin. Die Zeit ist ein einziges Grau, wie die Nebelschwaden, die am Fenster vorüberziehen. Novemberlicht, eine kalte Sonne, die durch Nebel bricht. Raureif über allem. Nachts im kalten Nebel gefrieren die Gräser, werden gezuckert mit Engelsstaub, bis die Sonne daraus Tränen macht und die Welt zum Glitzern bringt. An grauen Tagen bleibt das Weiß und das Leben bewegt sich nicht mehr.

Die Spinnen sind verschwunden, die Bienen, Käfer und Grillen. Auch die Vögel sind fort. Nur selten läuft ein einsamer Hase über die Hügel und verschwindet im Wald. Alles ist still und unbewegt, kein Regen, kein Schnee, kein Wind, der die Fichten bewegt, nur Nebel, dicht und undurchdringlich.

Meist sitze ich auf der Ofenbank oder liege in meinem Bett, blicke aus dem Fenster in eine fremde Welt und warte darauf, dass endlich Schnee vom Himmel fällt. Manchmal gehe ich auch ein paar Schritte, kehre aber meist rasch wieder um. [...]

Am Tag meiner Ankunft bedeckte Raureif die Erde. Blätter, Gräser, Moose und Flechten, alles war von winzigen Eiskristallen mit einer feinen silbernen Schicht überzogen. Hoch am Himmel Wolken. Die Luft ist feucht, und es ist kalt. Die Welt ist weiß-grau, alle Farben sind verschwunden. Mein Atem und das leise Plätschern des Brunnens sind die einzigen Geräusche.

Die Hütte sieht einsam und sehr verlassen aus mit den geschlossenen Fensterläden, als wäre seit Jahren kein Mensch mehr hier gewesen. Dabei ist es doch erst ein paar Monate her, seit ich hier war, wir hier waren, in gelber Sommerwärme.

Ich schließe die Tür auf und atme den vertrauten Geruch nach

Holz, Asche, Petroleum, und zum ersten Mal seit Langem fühle ich so etwas wie Erleichterung. Es ist dunkel in den Zimmern. Ich stelle den Rucksack ab und öffne die Fensterläden. Müdes Winterlicht fällt herein und erhellt Stube und Küche. Die Fenster lasse ich offen. Es ist kalt herinnen und klamm, die Kälte fühlt sich noch dichter an als draußen. Dann hole ich im Schuppen Holz und entzünde ein Feuer im Ofen. Auch den Küchenherd heize ich ein, damit es schneller warm wird. Trotzdem wird es eine Weile dauern, bis sich die Wärme ausbreitet, denn die Wände, der Boden, alles ist kalt, hat die Kälte gespeichert, in sich aufgenommen, sogar die Teller und Gläser im Schrank. Bis das Feuer zu wärmen beginnt, nehme ich die Eimer aus der Küche und fülle sie am Brunnen mit Wasser. Es hat im letzten Monat wenig geregnet, und nur ein dünner Wasserstrahl fließt aus dem Brunnenrohr. So dauert es lange, bis alle Eimer gefüllt sind, und während ich warte, stehe ich da, ein Moment der Ruhe, und blicke mich um. Sehe den Rauch aus dem Kamin aufsteigen, das Wasser in die Eimer fließen, die zahllosen Fichten und Tannen um mich herum. Dann trage ich das Wasser hinauf ins Haus, ein paar Schritte sind es nur, doch ich spüre das Gewicht, das an meinen Armen zieht, den metallenen Griff, der sich mir in die Handflächen gräbt.

Ich würde mich jetzt gerne hinsetzen, Zeit und Ort vergessen. Ausruhen. Schlafen. Vergessen. Kurz setze ich mich hin, stehe dann aber gleich wieder auf, noch ist es zu kalt, und noch ist zu viel zu tun.

Draußen beginnt es bereits zu dunkeln, und ich habe mein Bett noch nicht gemacht. Ich werde in der Stube schlafen, das Sofa wird mein Bett, hier unten, nicht oben in der Kammer, in der ich so viele Nächte schlief, auch mit dir. Trotzdem muss ich hinauf, um das Bettzeug zu holen und passe dabei auf, dass ich mit vollen Armen nicht die steile Stiege hinunterstürze.

Endlich wird es ein wenig warm, ich habe Teewasser aufgestellt, sitze auf der Ofenbank und warte, bis es heiß genug ist. Noch immer bin ich angezogen mit Jacke und Schuhen, denn



vom Boden zieht eine Kälte an meinen Beinen entlang und lässt mich frieren. Draußen ist es dunkel, und mein Gesicht spiegelt sich in den Fenstern. Es ist unheimlich. Wenn jemand hereinschaut, so sehe ich ihn nicht, auch wenn mein Blick vielleicht in seine Augen trifft. Nur ich bin hier und hinter dem Glas die Nacht. Oder du. Plötzlich bekomme ich Angst. Schnell stehe ich auf und ziehe die Vorhänge zu, sehe nach, ob die Türen verriegelt sind. Erst dann kehre ich zurück zu meinem Platz, der Ofenbank, wo mir das Feuer den Rücken wärmt.

Ich trinke den Tee, der ein bisschen wärmt, die Luft ist noch immer nicht richtig warm. Dann krieche ich in den Kleidern unter die Bettdecke, die sich kalt und klamm anfühlt. Irgendwann bin ich dann doch so müde, dass es mir gelingt einzuschlafen.

Ich träume von dem Polizisten. Er sitzt mir gegenüber und helles Licht blendet meine Augen. Ich kann ihn nicht sehen, spüre aber seinen Blick auf mir. Zwischen Tausenden von Staubteilchen im Lichtstrahl versucht er seine Gedanken zu verbergen. Er zweifelt an mir. An meinen Worten. Fragt er sich auch, ob ich eine Mörderin bin? [...]

Heute bin ich durchs Moor gewandert. Zaghafte Sonnenstrahlen bringen die Luft zum Glitzern, und die mit Raureif überzogenen Gräser sehen aus wie von einer anderen Welt. Schon als Kinder wussten wir, dass hier die Feen, Elfen und Trolle leben.

Ich bin im Moor eingesunken. Ein Sumpfloch war zugefroren, bedeckt von einer dünnen Schicht aus Eis. Der Zauber der Schönheit nahm mich so gefangen, dass ich nicht auf den Weg achtete. Und plötzlich steckt mein linkes Bein bis zum Knie im Moor. Es ist eiskalt. Ich versuche das Bein herauszuziehen, finde mit dem anderen aber keinen festen Halt. Etwas hält den Fuß fest. Panik befällt mich, und durch meine hektischen Bewegungen stürze ich, und auch mein Arm versinkt in der dunklen Kälte. Ungeschickt fuchtle ich mit der Hand herum. Schließlich gelingt es mir doch, mich zu befreien, und ich mache mich auf den Weg zurück. Der Zauber ist zerbrochen. Hinter den Birken stehen die Trolle, lachen mich aus und sehen meinen schweren nassen Schritten nach.

Der Schuh hängt jetzt über dem Ofen, immer noch schwarz vom Moor, obwohl ich ihn am Brunnen gewaschen habe. Bis morgen wird er nicht getrocknet sein. Ich werde im Schuppen nachsehen, ob noch alte Stiefel hier sind. [...]

Manchmal blättere ich abends das alte Fotoalbum durch, das hier ist. Mein Großvater, wir Kinder, Großmutter. Dann sehe ich mich zurück nach der Zeit im Gras auf der Suche nach Käfern, Grashüpfern und Heidelbeeren, den Füßen im kalten Brunnentrog und der Mutprobe, im Dunkeln allein um die Hütte zu laufen. [...]

Der Polizist hat gesagt, ich muss erreichbar sein. Wozu, frage ich mich. Wenn du wiederkommst, wirst du mich schon finden. Und wenn er dich findet, was gibt es dann noch zu sagen?

Im Wald höre ich von Ferne einen Knall. Dann noch einen. Es dauert lange bis ich begreife, dass es Schüsse sind. Die Jäger sind gekommen.



Ulli Klepalski: *Wenn du mich heimsuchen willst.*
Öl auf Bütteln auf Leinwand auf Literatur, 120x120 cm

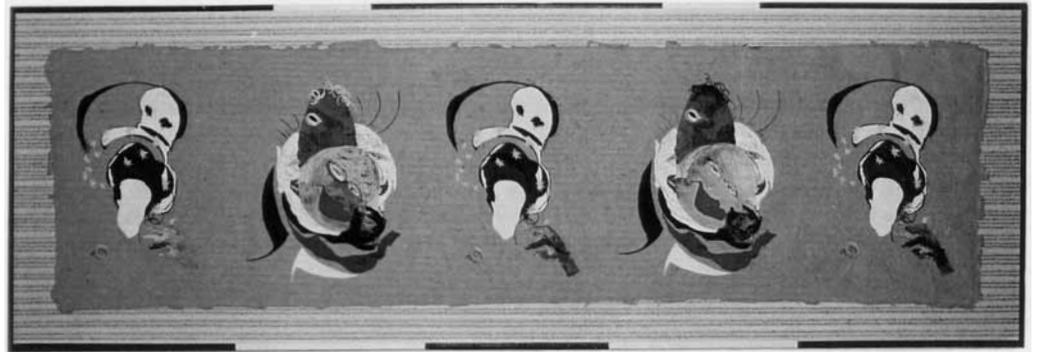
Vereinzelte Schüsse höre ich nun beinahe jeden Tag. Jedes Mal stelle ich mir einen warmen Körper vor, der leblos auf den gefrorenen Boden fällt. In das Bild der Rehe mischt sich plötzlich deines. Du siehst mich an. Willst du gerade die Hand heben, um sie mir an die Wange zu legen? Beinah im selben Augenblick sinkst du zu Boden. Dein Blut läuft über die gefrorene Erde. [...]

Dezember

In der Früh bleibe ich lange liegen und lausche in die Stille. Früher bist du manchmal vor mir aufgestanden. Dann habe ich dich gehört. Das Knarren der Ofenklappe, Schritte, die Tür. [...]

Ich habe Fieber. Gestern habe ich im dämmerigen Nachmittag einen langen Spaziergang gemacht. Ein kalter Nordwind wehte und ließ alles, das nicht warm eingepackt war, zu Eis erstarren.

>>>



Ulli Klepalski: *Die Untoten*.
Öl auf Büttlen auf Leinwand
auf Literatur, 60x120 cm

Ich träume vom reitenden Volk. Von dieser wilden Horde aus Toten, Untoten, Verfluchten und Verdammten und all jenen armen Geschöpfen, die sie auf ihrem wilden Ritt über die Dächer wegreißen von zu Hause, von ihren Lieben, aus der Geborgenheit, und die sie nun mit sich schleifen auf ihren Rössern oder an langen Stricken hinter sich her. Ich träume davon, wie sie getrieben vom Nordwind in der Dunkelheit über die Hütte jagen, ausschauend nach neuen Opfern, mich aber nicht sehen, verborgen unter den Decken still wie eine Maus, und weiterziehen.

Ich träume von mir als Kind, und plötzlich bin ich wieder ein Kind:

Ich sitze auf dem Kanapee, das jetzt mein Bett ist, links und rechts neben mir mein Bruder und meine Schwester. Wir lehnen mit dem Rücken an der Wand, die immer kalt ist, obwohl meine Großmutter eine dicke Wolldecke daran aufgehängt hat. Die Knie angezogen bis fast zum Gesicht und auch darüber eine Decke, die wir uns vor den Mund halten. Drei paar große Augen. Uns gegenüber am Tisch mit der Eckbank sitzen mein Großvater und der alte Bauer, manchmal auch meine Großmutter. Auf dem Tisch steht eine Flasche Rotwein, dazu Gläser, die immer halbvoll sind. Die Weingläser haben einen grünen Stiel, für uns sehen sie aus, als hätte man grüne Spaghetti genommen und daraus die Stiele gedreht. Eben noch haben wir Wachsbilder gemacht, bis uns der Bauer unterbricht und sagt, hört ihr das Klopfen, ihr drei? Das ist das reitende Volk. Schnell kriechen wir auf das Kanapee unter die Decke, denn wir wissen schon, was jetzt kommt. Der Bauer erzählt uns vom reitenden Volk, beschreibt fahle Gesichter mit leeren Augenhöhlen oder glühenden Augen, so groß wie Kohlenstücke. Erzählt uns von den bedauernswerten Gestalten, die sie mit sich ziehen, und ihrem furchtbaren Schicksal. Auch Kinder sind dabei. Und zum Schluss immer dieselbe schreckliche Warnung: Gebt nur acht, dass ihr nicht pfeift heute Nacht, denn dann finden sie euch und nehmen euch mit.

Später liegen wir in der Dachkammer, hören die Balken knacken und die Fensterläden im Wind poltern. Das wilde Volk, das über uns hinweg durch den Nachthimmel reitet. Wir drücken uns fest aneinander und wagen es kaum zu flüstern, damit sie uns nicht hören. Bis endlich meine Großmutter

kommt und uns mit ihren alten Liedern in den Schlaf singt. [...]

Jänner

Draußen scheint die Sonne. Der Schnee glitzert, als wären alle Sterne vom Himmel gefallen. [...]

Der Polizist war hier. Etwas klopfte an der Tür und ich war der Meinung, mir wieder etwas einzubilden. Ich stand gerade in der Küche und spülte Geschirr, als sich die Tür neben mir öffnet. Das Herz erstarrt mir zu Stein und einen Moment lang starre ich nur diese große, weiße Gestalt an, die durch die Tür tritt. Er nimmt Mütze und Skibrille ab, doch erst als er zu sprechen beginnt, erkenne ich ihn. Es schneit stark und der Wind bläst Schneeflocken herein, das befreit mich aus meiner Erstarrung, ich schließe die Tür. Ich zeige ihm, wo er seine Kleider aufhängen kann, murmele etwas von Kaffee kochen und stelle Kaffee auf, um mich zu beruhigen. Seine Anwesenheit macht mir Angst, es muss etwas passiert sein.

Sie haben seinen Wagen gefunden. Sie. Haben. Seinen, seinen. Deinen Wagen gefunden. In einem See. In einem Waldsee. Rundum Bäume. Es muss ein kleiner See sein. Sie sind in das Wasser getaucht. Es ist trüb und dunkel. Sie haben ihn, haben dich nicht gefunden. Nur den Wagen. Auf der Rückbank Spuren von Blut. Hast du ihn nicht gelenkt? Hat niemand ihn gelenkt?

Nach dem Besuch des Polizisten hat mich eine Art Lähmung befallen. Er sagt es nicht deutlich, aber er weiß jetzt auch, dass etwas passiert ist. Es tut ihm leid, mir das sagen zu müssen, man sieht es ihm an, sonst würde er schimpfen, sich aufregen, so aber sagt er nur, Sie müssen doch erreichbar sein. Wie, frage ich ihn, ohne Strom.

Nachts wache ich auf und werde von einer unglaublichen Traurigkeit überwältigt. Ich bin vollkommen wehrlos, und es gibt nichts, was ich ihr entgegenzusetzen habe.

Die stille Dunkelheit. Die dunkle Stille. Ich finde nichts darin, an dem ich mich festhalten kann. Eine dunkle geräuschlose Leere, in der ich stürze ins Bodenlose.